

Daniel Andres

Mösli

Eine Kindheit

verlag die brotsuppe

ISBN 3-9522928-6-9

Alle Rechte vorbehalten

© 2004, verlag die brotsuppe, Biel-Bienne

Umschlag, Gestaltung, Satz:

Ursi Anna Aeschbacher, Biel-Bienne

Herstellung: Franz X. Stückle, Druck und Verlag, Ettenheim

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Meinen Vater lernte ich an einem nebligen Novembertag kennen. Er kehrte nach zwei Monaten Dienst in der Armee zum ersten Mal heim in Urlaub. An seine Abreise, an den Sommer, an die Landesausstellung in Zürich, an den Kriegsausbruch, an all das erinnere ich mich nicht. Ich war zu klein. Und nun sagten Mutter und Schwestern, Vater komme in Urlaub. Draussen hing dicker Nebel in nackten Baumkronen und das Gras auf der Wiese war feucht. Ich lief Vater auf dem Strässchen entgegen, er hob mich auf und drückte mein Gesicht an sein rauhes stoppliges Gesicht.

Im Haus, in der Stube legte er seinen Säbel und die Mütze ab. Die ältesten Brüder waren auch im Dienst. Wenn sie auf Urlaub heimkehrten, machte der Säbel Eindruck. Die Brüder zogen ihn aus der Scheide, worauf die Schwestern aufschrien, sie möchten das gefährliche Ding doch lieber versorgen.

Wir waren dreizehn Geschwister. Und die Eltern. Doch selten waren alle zu Hause. Da weilten die ältesten Brüder und der Vater häufig im Militärdienst. Die älteste Schwester Nelly war bereits verheiratet und

kam ab und zu mit ihrem französisch sprechenden Mann Joseph auf Besuch. Sie verströmte eine unbekannte Vornehmheit. Vielleicht weil sie einen Hut trug und einen Fuchspelz um den Hals. Eine schon erwachsene Schwester, Trudi, arbeitete und lebte in einer Bäckerei in der Stadt. Wir kleineren Kinder durften, wenn wir die Bäckerei besuchten, in die Backstube im Untergeschoss, wo es duftete, wo seltsame Maschinen Teig rührten, wo es immer etwas Kleines zu naschen gab und wo ich einmal vor dem Nikolaustag vor lauter Freude die Backbleche am Boden nicht sah, wo frisch gebackene Lebkuchen zum Erkalten ausgebreitet waren und über die ich mit meinen schneenassen Holzschuhen unbekümmert lief und die ganze Backbelegschaft aufschrie.

Die Familie lebte in einem Reiheneinfamilienhaus. Sozialer Wohnungsbau am Rande der Stadt. Gut hundert Meter entfernt war die Thujahecke, die den Friedhof verbarg und dreihundert Meter weiter begann der Wald, der zum Tummelplatz meiner Jugend gehörte.

Als vorbildlich gelobter Wohnungsbau für kinderreiche Familien. Wir lebten mit dreizehn Kindern und den Eltern in vier Zimmern auf zwei Etagen. Unser Haus, am Ende einer Reihe, war auf drei Seiten von Garten umgeben. Vor dem Haus, zwischen den zwei Teilen der Siedlung, lag eine grosse Wiese, flach in den sanften Hügel gelegt, so dass sie auf vier Seiten von unterschiedlich hohen Böschungen umgeben war, die

sich im Winter für die Kleinsten zum Schlitteln eigneten. Die höchste Böschung war für die Kleinen allerdings bereits eine Mutprobe. Die Wiese, oberhalb der Böschungen, war von Ahornbäumen gesäumt. Und eine Allee aus Ahornbäumen, sinnigerweise von den Behörden nach dem Kinderfreund Johann Heinrich Pestalozzi benannt, verband die Siedlungsteile mit der Hauptstrasse.

Jenseits der Allee und hinter der Siedlung bis zum Wald, der im Halbrund eine kleine flache Talmulde zwischen alten Moränenhügeln einfasste, lagen Wiesen und Äcker. Im Herbst weideten auf den Wiesen die Kühe eines nahen Bauern. Die Wiesen wurden über die Jahre aber auch umgepflügt, so dass im nächsten Sommer ein Kornfeld dort reifte und daneben ein Zuckerrübenacker den Herbst erwartete. Ganz hinten vor dem Waldrand stand ein Bauernhof inmitten von Obstbäumen. Als Kinder hatten wir Angst, uns dem Hof zu nähern. Es hiess, der Bauer hetze den Hund auf Kinder, was aber nicht stimmte. Dafür staunten wir ob den von Pferden und sogar einem Traktor gezogenen Maschinen, dem gestikulierenden Heuwender mit furchterregenden Gabeln, Pflug und Egge. Eine Sämaschine gehörte zum Betrieb und im Herbst fuhr eine gigantische elektrische Dreschmaschine auf.

Ganz unten im flachen Tälchen standen schon einige jahrzehntealte Häuser an einer kurzen ungeteerten Strasse mit Löchern, die zu Pfützen wurden, wenn es

gereignet hatte. In der Fortsetzung des Strässchens, an einem schmalen Weg, dem entlang ein winziges Bächlein träge in halben Betonröhren floss, worin Molche hausten, lagen Pflanzgärten, in denen die Familien Gemüse zogen. Salat, Spinat und Bohnen, sogar Tomaten für den Sommer, Lauch, Rüben, Kohl für den Winter. Der Rosenkohl guckte aus der niedrigen Schneedecke, über die wir zum steilsten Teil des nördlich begrenzenden Hügels stapften, wo im Winter ein herrlicher Schlittelhang entstand. Zuoberst auf diesem Hügel standen wieder zwei Reihen Häuser, deren Bewohner für uns bereits als reich galten. Die aber auch Kinder hatten, mit denen sich am Schlittelhang Freundschaft schliessen liess und die wir später in der Schule wieder trafen.

Mit Garten, mehreren Pflanzgärten und etwa dreissig Kaninchen im Stall zuhinterst im Garten waren wir wie andere Familien beinahe Selbstversorger. Sauerkraut machte die Mutter in zwei grossen Steingutfässern ein und ihr Sauerkraut wurde gerühmt. Vater brachte als Uhrenschalenmacher vierzehntäglich einen kleinen Lohn nach Hause, als er endlich aus dem Militär entlassen wurde, und es brauchte den Zustupf der grösseren Geschwister, um die Familie durchzubringen. Hedi, eine der ältesten Schwestern, war Damenschneiderin, hatte ihr Atelier zu Hause und nähte auch mal für uns kleineren Kinder ein Kleidchen, aber nie das schöne Mäntelchen, das ich mir so sehr wünschte. Sie war auch schuld, dass Vater die schöne grosse drei-

farbige Katze umbrachte, weil sie behauptete, die Katze hätte Flöhe, die es wiederum nur auf sie, meine Schwester, abgesehen hätten.

Es war Krieg. Wir merkten dies vor allem daran, dass Väter und erwachsene Söhne immer wieder in die Armee einrücken mussten. In die Rekrutenschule, später in die Bewachung der Grenzen und in die Bewachung von Brücken und anderen wichtigen Objekten. Die Lebensmittel waren rationiert. Aber niemand litt wirklich Mangel. Es kam vor, dass meine Brotration, die ich am Abend im Backofen versteckt hatte, am anderen Morgen von einem grösseren Bruder aufgegessen worden war. Im Sommer aber naschten wir Früchte im Garten, im Winter war Dörrobst da. Bloss mit Zucker und Fett musste Mutter oft sparsam haushalten. Da halfen aber Nachbarinnen, die seltsamerweise Rabattmarken für Hülsenfrüchte gegen solche für Zucker zu tauschen bereit waren. Und da waren die Mahlzeitencoupons, Marken für Essen im Restaurant, die man wie einen Joker auch für anderes, wie Butter und Käse einsetzen konnte. Für den Restaurantbesuch hatten wir ohnehin kein Geld.

Aabendessen im Winter. Manchmal sassen doch zehn oder zwölf Leute am Stubentisch unter dem Lichtkegel der Lampe mit einem Schirm aus Pergament. Einmal fiel ich noch vor dem Abendessen vor Müdigkeit vom Stuhl. Mutter kochte typische Abendmahlzeiten. Immer ohne Fleisch. Haferbrei oder Rösti oder Ome-

letten oder Apfelrösti (Äpfel und Brot geröstet) oder Eierrösti (zerklopfte Eier und Brot geröstet) oder – unser Kinder Lieblingsessen – Haferküchlein. Haferflocken mit Milch und Ei vermischt, dazu Schnittlauch und in Form von kleinen Plätzchen in der Bratpfanne knusprig gebraten. Haferküchlein konnte man von Hand essen und da ohnehin der Platz am Tisch knapp war, konnte ich mich mit einem Küchlein in der Hand unter die Klaviatur unseres alten schwarzen Klaviers verkriechen. Nach dem Essen riss Vater das Kalenderblatt vom Neukirchner Kalender und las den Bibeltext des Tages und eine kurze Betrachtung dazu. Da glaubte auch ich, dass wir eine fromme Familie waren, fast wie bei den biblischen Vätern Abraham, Isaak und Jakob.

Es herrschte Verdunkelung. Wegen der deutschen und später auch alliierten Flieger, welche die Schweiz überflogen. Vor allem gegen Kriegsende konnte man das Brummen der Geschwader nachts hören. Sirenen heulten. Doch niemand suchte einen Luftschuttkeller auf. Man wusste, dass die Bomben nicht uns galten. Beim Einnachten mussten die Fenster zusätzlich mit schwarzem Pappkarton (Dachpappe), der auf einen Rahmen gespannt war, abgedichtet werden, damit keine Spur von Licht nach aussen drang. Die Strassenbeleuchtung wurde bei Einbruch der Nacht für kurze Zeit eingeschaltet, aber im Winter spätestens um acht Uhr wieder ausgeschaltet.

Wir gingen im Dezember an eine Weihnachtsfeier, Eltern und alle Geschwister, die zu Hause waren.

Man konnte in stockdunkler Nacht mitten auf der vereisten Hauptstrasse gehen. Kein Auto. Benzin erhielten nur Ärzte und einige andere Berufsleute zugeteilt, die aufs Auto angewiesen waren. Die wenigen Fahrräder hatten eine blaue Leuchte, die dazu nach oben abgeschirmt war. Kreuzte man ein beinahe unsichtbares Fahrrad, gab es Gelächter und Zurufe.

An den Abenden spielten wir Kinder unter der Strassenlampe an der Strassenecke bis die Beleuchtung endgültig ausgeschaltet wurde. Das war das Zeichen, ins Haus zurück zu kehren und schlafen zu gehen.

Und ab und zu hörte man am Radio eine dieser krächzend gebrüllten Reden von Hitler, der uns Kindern als der leibhaftige Teufel erschien. Im Keller war im hintersten Abteil eine teuflartige Figur auf die Wand gemalt, die meine Brüder auch den Hitler nannten und vor der ich mich so grässlich fürchtete, dass ich mich nie allein in diesen Kellerbereich wagte. Ich hatte ohnehin schreckliche Angst vor Finsternis, vor finsternen Kellern, finsternen Estrichen und dem finsternen Wald, vor dem Alleinsein im dunklen Zimmer nachts. Einmal sah ich aus Schatten und Licht durch die Fensterläden ein Ungeheuer, den „bösen Mann“ und allein im Bett befiel mich Angst, ich wollte schreien, doch die Kehle war zugeschnürt und ich brachte keinen Laut hervor. Da dachte ich, es sei um mich geschehen, doch ein leises Wimmern, das ich endlich hervor brachte, machte eine meiner Schwestern aufmerksam, die mich aus meinen Ängsten erlöste.

Wir drei Jüngsten schliefen, als wir klein waren und noch nicht zur Schule gingen im Elternschlafzimmer. Kissenschlachten und auf den Betten herum hopsen vor dem Licht löschen. Im Finstern auf der hölzernen Bettstatt „Liedli chlopfe“ (Liedchen klopfen), den Anfangsrhythmus eines bekannten Liedes klopfen und das Lied erraten lassen.

Wir kannten und sangen viele Lieder, auch Tessiner Volkslieder, deren Text ich nicht verstand. Die älteren Schwestern krümmten sich vor Lachen, wenn ich inbrünstig von Amore sang oder bei „Ciao cara mia bella“ die Zunge weit hinaus streckte.

Ich musste Mutter zuweilen am Morgen helfen, die unzähligen Häkchen an ihrem Korsett einzuhängen.

Ich träumte häufig, wenigstens schien es mir so, den selben Traum. Im einen Traum begegnete ich auf der Strasse, die der Bahnböschung entlang Richtung Stadt führte, einem fremden Mann, der mich fasste und hoch in die Luft warf und im Fallen hatte ich das Kitzeln im Bauch wie auf dem Riesenrad, wenn's hinab geht, aber dazu schrecklich Angst. Im andern Traum lief ich einer Bahnböschung entlang, in die ein dickes Entwässerungsrohr eingelassen war und wenn ich an der Öffnung des Rohrs vorbei gehen wollte, streckte der „böse Mann“ seine Hand daraus und zog mich hinein in das finstere Loch. Der böse Mann hatte in meiner Vorstellung Augen wie glühende Kohlen und noch als Erwachsener konnte ich Grauen empfinden, wenn ich al-

lein in einem dunklen Treppenhaus war und mir den Mann mit den glühenden Augen vorstellte.

Der böse Mann, der Teufel und Hitler waren sozusagen Eines, bei allem was ich als Vier- oder Fünfjähriger in den Radionachrichten hörte. Den Krieg erlebten wir im Radio und in illustrierten Wochenheftchen, die Bilder brachten, welche mein nächstältester Bruder ausschnitt und in ein Schulheft klebte. Ab und zu kam der Krieg auch ganz nahe zu uns. Ich erinnere mich, ich muss drei Jahre alt gewesen sein, als endlose Kolonnen von französischen, polnischen und marokkanischen Soldaten eine Nacht und einen Tag lang durch unsere Stadt und unweit unserer Siedlung vorbeifuhren. Sie waren an der französisch-schweizerischen Grenze im Jura von einer deutschen Armee eingekesselt worden und ergaben sich nun den Schweizern, die sie entwaffneten und ins Landesinnere in die Internierung fahren liessen. Die Peugeot-Autos der französischen Armee gefielen mir wegen ihrer runden Formen, die Marokkaner hatten Turbane auf und einer der fremden Muslime besass ein zahmes Äffchen, das sich in einem Taschenspiegel betrachtete. Der Zug der Soldaten hielt oft an und dann dauerte es eine halbe oder eine ganze Stunde, bis er weiter zog. Wir Kinder des Quartiers und die Mütter standen dabei und stillten unsere Neugier.

Gaffer waren wir auch bei Beerdigungen. Zum nahen Friedhof zogen die Angehörigen hinter einem von

schwarzen Pferden gezogenen schwarzen Wagen worauf der Sarg unter einer schwarzen Decke lag. War es eine bedeutende Person, folgten dem Sargwagen ein oder mehrere Wagen, die mit Blumenkränzen behangen waren. Manchmal spielte die Musik. Vor allem bei Soldaten, die im Dienst bei einem Unfall umkamen. Im Gefecht Gefallene gab es eigentlich nicht. Sie wurden mit militärischen Ehren beerdigt, die Marschmusik spielte, wodurch ich den Trauermarsch von Chopin schon als Knirps auswendig kannte. Und am Grab wurde geschossen, drei Salven und dann spielte die Musik „Ich hatt’ einen Kameraden“. Das war feierlich und ergreifend. Und wenn es eine Kremation gab, sahen wir Kinder des Quartiers einige Zeit später Rauch aus dem Kamin des Krematoriums steigen und wir raunten uns zu, dass jetzt ein Mensch verbrannt werde.

Die Kinder des Quartiers waren fast alle älter als ich. Die Siedlung war etwa zehn Jahre vor meiner Geburt durch junge Familien bevölkert worden. Es gab wenige Kinder, die in meinem Alter oder jünger waren als ich. Und mit ihnen hatte ich eher wenig Kontakt. Es waren viel mehr die grösseren Mädchen, die sich der Jüngeren annahmen und Spiele ausheckten, von Verstecken über Fangenspiele bis zu ausgedehnteren Suchspielen, die bisweilen in fremde und uns unbekannte Stadtviertel führen konnten.

Weil meine Brüder alle älter waren, wollte ich ihnen auch alles nachtun, auch wenn ich dazu viel zu jung,

zu schwach, zu unwissend war. Wie jedes Kind sich einmal verirrt hat, so folgte ich an einem Sommertag, der mir wie Sonntag vorkam, wohl weil Vater und Brüder der Ferien wegen nicht zur Arbeit gingen, mit Abstand den älteren Brüdern, die in den Wald gegangen waren um Holz für das 1. Augustfeuer zu sammeln. Die Brüder fand ich nicht, doch auf einmal wusste ich, dass ich den Heimweg auch nicht mehr fand. So gelangte ich jenseits des Waldes an Pflanzgärten, in denen ein Mann am Arbeiten war. Ich wollte mich diesseits eines Gitterzauns bemerkbar machen, aber die Kehle war zugeschnürt. So fing ich ein bisschen zu weinen an, bis der fremde Mann auf mich aufmerksam wurde, anscheinend sofort wusste, wo ich hingehörte und mich auf seinen Schultern nach Hause brachte, wo Mutter und Schwestern gerade begonnen hatten, sich Sorgen um mich zu machen.

Der 1. August, der Nationalfeiertag, war für uns Kinder, nach Weihnachten und Ostern der wichtigste Feiertag im Jahr. Die älteren Burschen schichteten einen riesigen Holzstoss auf, manchmal auch mit alten Möbeln und sonstigem altem Hausrat darin. Am Abend des 1. August gab es einen Kinderumzug mit Lampions, anschliessend wurde der Holzstoss angezündet, der hoch in den Nachthimmel loderte und ein schaurig anziehendes Bild bot. Dazu krachten Petarden, und Raketen stiegen zischend und krachend in den Himmel. Wir Kleinen durften bengalische Zündhölzer mit farbigen Flammen anzünden. Von Patrio-

tismus und von vaterländischen Reden keine Spur. Da wurde einfach ein Fest gefeiert. Anderntags suchten wir Kinder die Wiesen nach unverbranntem Feuerwerk ab, das in der Dunkelheit verloren gegangen war und das wir nachträglich in Brand setzen konnten. Und die Knallerei mit Petarden begann damals schon viele Tage vor dem eigentlichen Fest.

Früh musste ich meine Kleinkindergewohnheiten ablegen. Für Mutter war ich bald zu schwer, obwohl ich mich auf ihrem Schoß so geborgen fühlte. Auch waschen und mich anziehen musste ich bald ganz selbständig. Und der Bruder hänselte mich, wenn ich „Mama“ sagte und so wechselte ich schon früh auf „Mutter“. Andererseits ahmte ich den grösseren Bruder nach, wenn ich bald keine Wollstrümpfe mehr anziehen und ab etwa zehn Jahren auch im Sommer keine kurzen Hosen mehr tragen wollte.

Manche Leute im Quartier waren etwas wohlhabender als wir. Sie hatten, ganz im Gegensatz zu uns, in einem Beutel in einer Schublade immer Geld im Hause. Wir liessen im Konsumladen alles anschreiben. Öfters gab es böse Worte, wenn Vater die vierzehntägliche Rechnung sah und die Mutter der Verschwendung beschuldigte. Wir bezahlten Strom- und Gasrechnung, indem wir Zwanzig- oder Fünzigrappenstücke in einen Automaten warfen, der dann für einige Zeit den Strom oder das Gas für den Herd freigab. Auch den Radioapparat stotterten wir ab mit Zwanzigern, die

wir einwerfen mussten, damit das Ding lief. Einmal im Monat kam der Einzüger, der die Automaten leerte, das Kleingeld zählte und in ein Säcklein füllte. Es war spannend, dem Mann zuzusehen, wie er die Münzen mit unglaublich flinken Fingern zu kleinen Säulen türmte.

Das Radio hatten wir von einem Händler, der der Schwester auch die Nähmaschine, mit der Zeit gar eine elektrische der Marke Elna, lieferte und reparierte. Er fuhr einen kleinen schwarzen viereckigen Fiat aus den dreissiger Jahren und er fuhr oft auch vor, wenn nichts zu reparieren war, denn er hatte ein Auge auf meine Schwester geworfen – harmloses Geplänkel –, obwohl er natürlich verheiratet war und einen Sohn hatte, der später mit mir in derselben Schulklasse sass.

Mit einigen anderen Familien im Quartier hätten wir nicht tauschen wollen, denn da tobten regelmässig Ehe- und Familienkriege, da wurden erwachsene Kinder nach lautem Streit aus dem familiären Nest geworfen. Immer wieder brachte ein schwarzer Krankenwagen einen Mann nach Hause, und man sagte, der sei eben wieder so besoffen gewesen, dass er nicht auf eigenen Beinen habe heimkehren können. Eines Tages hiess es, er sei tot. Von anderen Familien wussten wir, dass einer der erwachsenen Söhne im Knast sass, weil er am Arbeitsplatz Geld gestohlen habe. Die Kinder einer anderen Familie besuchten sämtliche die Sonderklasse für Schwachbegabte und wurden deswegen gehänselt. Aber die einzige Tochter war ein sehr müt-

terliches Mädchen. Sie lehrte mich, mit Fadenspule, einer Stricknadel und Wollfaden an sich zu nichts zu gebrauchende Röhrchen aus Wolle stricken. Es war ein beliebter Zeitvertreib.

Es hatte auch Familien, denen wir mit Respekt begegneten.

Gegenüber, jenseits des grossen Spielplatzes, wohnte ein Boxer. Ab und zu lieferte er sich auf der Wiese vor dem Haus einen Trainingskampf mit den Quartierbewohnern als Zuschauern.

Mittag. Alles still in einer lautlosen Hitze. Bloss ich, fünf- oder sechsjährig, mühte mich mit einem Leiterkarren ab, beladen mit einem Sack Kunstdünger für Vaters Garten, und brachte den Karren nicht den ansteigenden Weg vom Konsumladen zu der Siedlung hinauf.

Sonntag Vormittag. Frühling. Spaziergang mit Vater auf dem Friedhof. Tulpen, Aprilglocken und Forsythien blühten auf den Gräbern. Es duftete süsslich, nicht bloss von den Hyazinthen. Familiengräber, von dunklem Thuja mannshoch eingeschlossen. Ein rundes Wasserbecken mit kleinen Springbrunnen. Dahinter die lebensgrosse Bronzefigur einer nackten Frau vor der Hecke, die den Friedhof gegen unsere Siedlung abschloss. Manchmal betrachteten wir die nackte Frau von hinten durch die Hecke.

Gegen Ende des Krieges wurden oberhalb des grossen Spielplatzes Baracken errichtet. Es zogen Familien ein, die von der Sozialfürsorge lebten und keine Wohnung fanden. Schweizer und auch solche mit italienischen Namen wie Casarico oder Rezzonico. Sie waren auch im Armenquartier noch die Aussenseiter, deren Umgang man nach Möglichkeit mied. Die Väter waren meist arbeitslos oder schlecht bezahlte Hilfsarbeiter auf dem Bau. Die Kinder oft verwahrlost und frech, so dass zwischen ihnen und den Quartierkindern kaum Freundschaften entstanden. Später wurden weitere Baracken errichtet: am Rand des Friedhofs und gleich neben dem Stadtmist. Diese Familien schob man an den Stadtrand ab, wie Unrat.

Ein Sohn aus einer Barackenfamilie besuchte mit mir die erste Klasse. Ihn mochte ich gut. Eines Tages sagte er, die Familie zöge jetzt ins Appenzell. Sie war von den Behörden wegen Mittellosigkeit in ihren Heimatort abgeschoben worden.

Eine Nachbarsfamilie nahm mich mit auf einen sonn-täglichen Ausflug auf die Sankt Petersinsel. Wir bestiegen den Raddampfer „Berna“. Etwas enttäuscht war ich schon, als der Dampfer, statt mitten durch den See zu steuern, dem Ufer entlang fuhr, weil er bei den Dörfern anlegen musste. Dagegen faszinierte mich die Dampfmaschine, deren stampfende Kolben man über ein Geländer unten im Schiffsleib bestaunen konnte. Dort roch es ganz angenehm nach verdampftem Maschinenöl.

Auf der Insel badeten wir am flachen Strand, assen ein mitgebrachtes Picknick. Ich konnte noch nicht schwimmen, doch wir kleinen Kinder wagten uns doch bis auf einen Granitblock, einen Findling, der vor dem Ufer aus dem seichten Wasser ragte.

Allmählich war ich allein mit Mutter zu Hause, weil auch die jüngeren Geschwister zur Schule gingen. Ich langweilte mich oft, wusste ohne ältere Geschwister und Nachbarkinder nichts anzufangen und verfiel in Träumereien. Weil andere Kinder nach dem Mittagessen schlafen mussten, legte ich mich in der Stube aufs Sofa, obwohl dies niemand von mir verlangte, hörte auf das schläfrig machende Ticken der Wanduhr in ihrem grossen Kasten und sah den Stubenfliegen zu, die in scharfem Zickzack unter der Zimmerdecke fliegen konnten. Ich wollte auch zur Schule. Lesen konnte ich mit fünf schon ein wenig, mit sechs fast fliessend. Mit sechs brachte mich die Mutter zur Einschreibung, aber da schickte uns die Lehrerin wieder nach Hause. Sieben Jahre sei das Schuleintrittsalter, da gäbe es jetzt keine Ausnahmen mehr. „Aber der Bub kann doch schon lesen.“ „He nun, so ist es nun mal geregelt. Punkt.“

Ich langweilte mich noch ein Jahr. Immerhin gab es Neues im Quartier. Auf der Wiese unterhalb unserer Siedlung wurde gebaut. Einfamilienhäuser sollten entstehen. Eines davon für unsere Familie. Vater war es schon lange satt, in der Genossenschaft für sozialen

Wohnungsbau von anderen Herren, die im Vorstand sassen und sich entsprechend wichtig vorkamen, drein reden zu lassen. Worum es ging, ahnte ich kaum, doch fand ich es gut, in einem eigenen Haus mit Garten zu wohnen, wo man ganz allein Herr und Meister war. Ein cleverer und gleichzeitig sozial denkender Architekt und ein Baumeister hatten es gemeinsam zustande gebracht, die Finanzierung der Einfamilienhäuser mit Banken und Bundeshilfe sicherzustellen, so dass auch mittellose Leute wie unsere Familie sich ein Haus leisten konnten, das am Ende ganz allein ihnen gehören sollte. Die Pläne durfte ich auch ansehen, und ich war erst einmal enttäuscht. Ein so gewöhnliches Häuschen mit vier Wänden und einem Satteldach sollten wir erhalten. Ich hätte mir mindestens noch ein Türmchen oder einen Erker und einen Vorbau mit Terrasse oder alles zusammen gewünscht. Oder ein Flachdach, das war modern. Die Reichen bauten sich Villen mit Flachdach und Dachterrasse.

Zuerst aber fuhren Baumaschinen auf. Arbeiter schaufelten von Hand die Baugruben aus, aber Förderbänder transportierten die Erde auf Lastwagen. Die Lastwagen fuhren mit Holzvergasern, weil es wegen des Kriegs kein Dieselöl gab. Der Ofen, worin aus Holz Gas für den Antrieb entstand, war ein runder Turm, der hinter der Führerkabine angebracht war. Ab und zu musste der Fahrer einen Sack voll würfelförmiger Holzstücke nachfüllen. Der Autobus, der in unseren Stadtteil fuhr, zog den Holzvergaser auf einem Rad als Anhänger nach.

Dann kamen benzingetriebene, später sogar elektrische Zement-Mischmaschinen aufs Baugelände. Lastwagen brachten Sand, Zementsäcke, Backsteine und Balken auf den Bauplatz. Und die Häuschen wuchsen aus der Erde. Schon während des Baus kamen Eltern mit ihren Kindern und schauten sich ihre künftige Wohnstätte an. Einige Kinder lernte ich schon damals kennen und freute mich auf gleichaltrige Gespielen. Und allmählich zogen die Leute ein. Mutter wollte sich Zeit lassen. Wir wohnten ja gleich nebenan und im Winter, als einige Familien schon in den Neubauten wohnten, heizte sie unser künftiges Haus täglich ein, damit die Wände trockneten und sich kein Schimmel unter den Tapeten bilde.

Mutter hatte die Bauarbeiter schon während der ganzen Bauzeit ab und zu mit Wurst, Brötchen und Most versorgt. Sie dachte, sie so zu sorgfältigem und gewissenhaftem Arbeiten anzuspornen. Jedenfalls war Mutter bei den Arbeitern auf dem Bau beliebt.

Die künftigen Nachbarn waren noch vor Weihnachten ins neue Haus eingezogen. Da war ein Knabe, zwei Jahre älter als ich. Nennen wir ihn Kusi. Er hatte noch drei Schwestern und einen schon fast erwachsenen Bruder. Kurz vor Weihnachten fiel er in ein Jauchefass, weil er die Eisdecke darüber für tragfähig gehalten hatte. Zuerst wurde ich verdächtigt, ihn zum Fass gelockt zu haben. Kusi musste zur Strafe ins Bett und ich wurde an sein Bett zitiert, um mir die Folgen zu vergegenwärtigen. Meine Unschuld stellte sich gleich heraus